

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 11

Artikel: Am Dienstagnachmittag frei : eine Erinnerung
Autor: Eichenberger, Andreas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

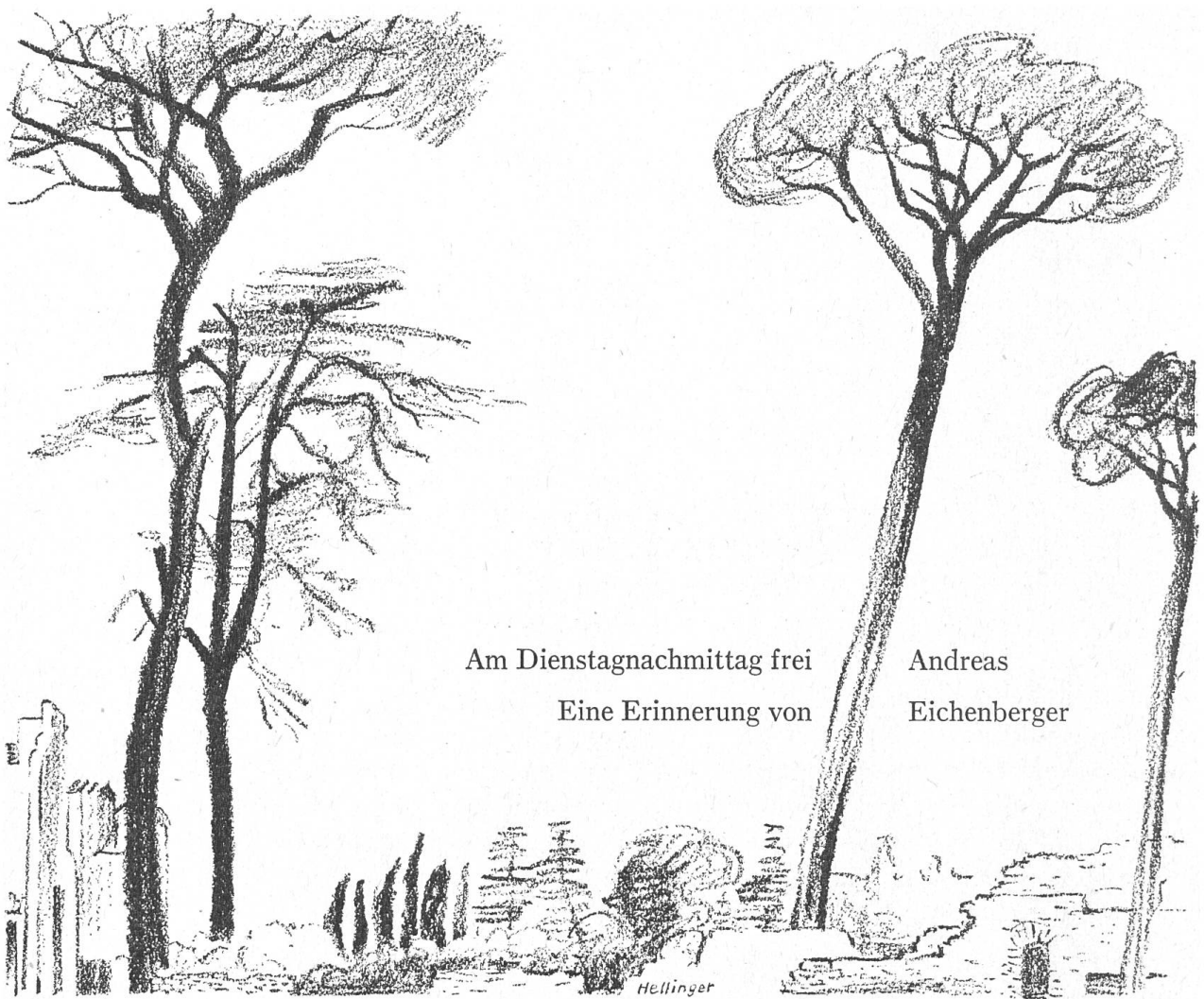
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Am Dienstagnachmittag frei
Eine Erinnerung von

Andreas
Eichenberger

Die Sommerferien gingen zu Ende. Der letzte Sonntag vor Wiederbeginn der Schule war besonders schön gewesen. Traditionsgemäß versammelte man sich im Flußbad des Städtchens, einerseits um allerlei interessante und uninteressante Ferienerlebnisse auszutauschen, andererseits um eine Art Lagebesprechung vor Beginn der Schule abzuhalten und allfällige Neuigkeiten zu vernehmen.

Es war auch die letzte Gelegenheit, im laufenden Jahre unbeschwert von allen Schul- und Aufgabenfragen sich von der Sonne bräunen zu lassen. Baden! Welcher Begriff für fünfzehnjährige Gymnasiasten! Das hieß weiße, von der Mutter verständnisvoll alle Tage aufgebügelte Turnhosen tragen, welche Gestalt und Bräune vorteilhaft unterstrichen; hieß zwanzigmal im Tag lässig rund um das Schwimmbassin schlendern, um Eindruck bei den Mädchen zu machen; hieß nach gewissen Anfangsschwierig-

keiten mit ihnen in ein unwichtiges Gespräch vertieft sein; hieß in einer Gruppe sich niederlassen, grobschlachte Witze erzählen, unmäßig laut darüber lachen und vor Vergnügen auf eigene und fremde Schenkel schlagen, daß es weithin hörbar klatschte, und die Leute stirnrunzelnd sich nach uns umschaute – hieß alles tun, was fünfzehnjährige Flegel zum Ärger der Erwachsenen mit Vergnügen zu tun pflegen.

So auch an diesem Sonntag vor Schulbeginn. Die Erinnerungen waren ausgetauscht, die Neuigkeiten vernommen, der Stundenplan eingehend besprochen und bemängelt. Eine Frage blieb einzig noch offen: wie hieß der Stellvertreter, der für den seit Wochen kranken Geographielehrer die Stunden hielt? Oder würde der alte «Joe» am Ende wieder zuwegegekrochen sein und morgen erscheinen? Niemand wußte Auskunft zu geben. Selbst der sonst gut orientierte «Gagg», der dem Tagblättlein, was

die Neuigkeiten anbetraf, stets um einige Tage voraus war, hüllte sich in tiefes Schweigen und zuckte bedauernd mit den Schultern. Die Frage ließ sich nicht beantworten; trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – wurde sie bald von diesem, bald von jenem in regelmäßigen Zeitabständen wieder aufgeworfen und allmählich zum Alpdruck. Die Stimmung wurde gereizt und gereizter. In solcher Unsicherheit die Schule beginnen! Es schien unmöglich. Schon formten sich einige Gerüchte, krampfhaft ausgedacht zur Beruhigung – da tauchte «Rumpf» auf, der Sohn eines Schulkommissionsmitgliedes. Wir hatten seine Abwesenheit über «Joe oder nicht Joe» gar nicht bemerkt. Das war unverzeihlich. Rumpf würde uns Auskunft geben können; er wußte immer alles und war sich dessen auch bewußt. Damit kompensierte er sein Nichtwissen in der Schule, das für ihn als Sohn eines Schulkommissionsmitgliedes aber unwichtig war.

Rumpf hatte uns bemerkt und winkte uns in seiner lässigen und etwas überheblichen Art zu. Er wußte: sie haben auf mich gewartet; wir spürten: er kann Auskunft geben. Gleich würde er hier sein und die Bombe platzen. Aber er kam nicht. Entgegen seiner Gewohnheit suchte er zuerst die Kabine auf, um sich umzuziehen. Das war ungewöhnlich. Er pflegte sonst sein Licht nicht noch lange unter den Scheffel zu stellen. Etwas war nicht in Ordnung. Die Gerüchte schwirrten wieder; vorerst die pessimistischen: «Joe kommt sicher wieder...» «Er war ja in der Kur und hat sich bestimmt erholt»; dann die optimistischen, grausam-flegelhaften: «Vielleicht gibt er ab...» «Man hat keinen Stellvertreter gefunden, die Stunden fallen aus!» Das schlug ein. «Die Stunden fallen aus.» Klar! Darum das wichtige Getue Rumpfs. «Am Dienstagnachmittag frei!» «Ha, der Rumpf!» Jetzt war alles sonnenklar. Am Dienstagnachmittag frei! Schon klatschten wieder kräftige Flegelhände vergnügt auf Rücken und Schenkel.

Da näherte sich Rumpf; vielsagend und todernt. Wie er sich verstellte! «Holla, Rumpf!»

«Tag miteinander. Wißt ihr's schon, Joe hat sich erschossen.»

Lautes Gelächter. «Also doch frei am Dienstagnachmittag!»

Rumpf lachte nicht. Er sagte bloß: «Am Dienstagnachmittag ist die Beerdigung.»

Eine Sekunde lang trat Schweigen ein. Dann ging es los: «Stell dich doch nicht so blöd!»

«Was ist mit Joe?» Das Gelächter war verstummt, die Hände ruhig, als Rumpf wiederholte: «Joe hat sich erschossen. Am Dienstagnachmittag ist die Beerdigung.»

Das war zuviel. Eben wollten wir über Rumpf herfahren, als er in gewollt gleichgültigem Tone weiterfuhr: «Der Rektor hat vorhin meinem Vater telephonierte.» Und ein bißchen gereizt: «Es ist kein Witz.»

Der Rektor und Rumpfs Vater... das waren zwei Namen von Persönlichkeiten, die uns zur Besinnung brachten. Aber wir verstanden nicht. Joe sollte sich erschossen haben, der gute alte Joe? Er, mit dem weichen Herzen, sollte sich die Pistole an die Schläfe gesetzt und abgedrückt haben? (so erzählte uns Rumpf). Er, den wir oft stundenlang geärgert hatten, bis er vor Zorn weinte und aus dem Zimmer lief? Und dem wir zu seinem Geburtstag stets so viele Blumen gebracht hatten, daß der Korpus im Geographiezimmer sie nicht zu fassen vermochte, und einer von uns sie dann mit einem Leiterwägelchen hatte nach Hause bringen müssen? Er sich erschossen? Wir verstanden es nicht. Jeder suchte seine Kabine auf, kleidete sich um und ging nach Hause.

Am nächsten Morgen, dem des Schulbeginns, glich das Schulhaus einem untereinandergebrachten Bienenstock. Prögeler und Gymnasiasten eilten durch die Gänge, bald hier, bald dort sich einer heftig diskutierenden Gruppe anschließend, die in gedämpften Tönen den plötzlichen Tod Joes verhandelte. Den Mittelpunkt in diesem Treiben bildete Rumpf, der nicht müde wurde, seine Geschichte mit der Pistole in buntschillernden Redewendungen immer wieder zum besten zu geben, vornehmlich den jüngern und unerfahrenen Prögelern, die solche Szenen nur aus den Schundheften her kannten.

Endlich setzte die Schulglocke allem ein Ende, und männiglich strömte der Aula zu, um der nach den Ferien üblichen Begrüßungsansprache des Herrn Rektors zu lauschen. Er sah noch finsterer drein, als er dies ohnehin schon immer tat. Ein gewaltiges Räuspern seinerseits brachte die noch immer leise tuschelnde Schülerschar zu plötzlichem Schweigen; dann vernahmen wir von offizieller Seite her vom «unerwarteten und plötzlichem Tod» Joes. Auf dem Gesicht des Rektors war keine Spur von Trauer zu entdecken, eher ein Anflug von Unwirschheit, der etwa besagen konnte: Wie hat

er das dem Ruf der Schule und sich selbst nur antun können?

Dann übernahm der Singlehrer das Szepter. In flotter, zweistündiger Arbeit wurde ein Psalm vierstimmig eingeübt und nachher im Chor sozusagen rein gesungen, wobei die Prögeler mit Leib und Seele dabei waren, die Gymnasiasten aber eher der Frage nach dem Warum nachzuhängen schienen.

Der Nachmittag war schulfrei. Im Flußbad zeigte sich keiner von uns. Der folgende Morgen wurde mit Instruktionen für die Abdankungsfeier in der Stadtkirche und mit einer letzten Chorprobe reichlich ausgefüllt.

Und am Dienstagnachmittag war die Beerdigung. Dichtgedrängt saßen wir in den unbequemen, langen Kirchenbänken. Vorn im Chor stand der mit Blumen eingefaßte Sarg unseres Joe. Manch kleiner Prögeler schluckte, ob er wollte oder nicht, leer hinunter oder faßte öfters als notwendig tief Atem. Die Größern zupften nervös an der schwarzen Krawatte und zogen fast pausenlos an den Bügelfalten ihrer Hose. Angehörige des Verstorbenen und die Lehrerschaft hatten in den ersten Bankreihen Platz genommen, die einen voller aufrichtiger Trauer, die andern, wie es schien, eher etwas unangenehm berührt.

Programmäßig wickelte sich die Trauerfeier ab; sogar der Psalm schien gut gelungen zu sein, was aus dem Lächeln des Singlehrers nach dem Gesang zu schließen war, und den Prögeln noch einmal einen tiefen Seufzer der Erleichterung entlockte.

In seiner Rede würdigte der Rektor die Verdienste des verstorbenen Kollegen und Mitarbeiters. Doch dann tönte er etwas an, das uns aufhorchen ließ, vorerst fast nur unbewußt. Er bemerkte in seinem gewohnten jovialen Ton, «wie die Schüler wohl die Gutmütigkeit des Verstorbenen hie und da bis an die Grenze des Erlaubten ausgenützt hätten», um dann mit einem leisen Lächeln der Überlegenheit und des Verzeihens uns gegenüber in seiner Rede weiterzufahren.

«Bis an die Grenze des Erlaubten», so hatte der Rektor gesagt. Wir wußten es besser. Wir waren in Joes Stunden gesessen und erinnerten uns jetzt an sie mit aller Deutlichkeit. Wir erinnerten uns, ihn mit unsern Fragen und Antworten gequält und gemartert zu haben; wir erinnerten uns, wie boshaft wir ihn hatten auslachen können; wir entsannen uns plötzlich, wie grausam wir seinen Zorn aufstachelten, bis

der gute Joe sich nicht mehr zu helfen wußte und weinend aus dem Zimmer ging, ein garstiges Gelächter im Saal zurücklassend, gefolgt, für ihn allerdings nicht mehr sicht- noch fühlbar, von einem schlechten Gewissen und allseitigen Beteuerungen, sich zu bessern. Während der nächsten Stunden hielt das Versprechen; dann war alles wieder beim alten.

Wir erinnerten uns aber auch der Stunden, in denen er uns in seiner ungeschickt-bescheidenen, aber eindrucklichen Art von seinen Reisen in fremde Länder und Erdteile erzählte, von hundert-, ja zweihundertmeterhohen Bäumen, die er angetroffen und die wir in Gedanken erkletterten; von Goldwäschern in Kalifornien, die wir in unwirtliche Gegenden begleiteten, mit ihnen den Gefahren ihres Berufes trotzten und ihnen sichere Verstecke für ihr Gold in den zerrissenen Felsen der Canyons suchen halfen. Wir erinnerten uns, wie wir handkehrum diese goldenen Reiseschilderungen im weitem Verlauf der Behandlung eines Erdteiles mit Wonne mißbrauchten und am falschen Ort anbrachten, indem wir von hundert-, ja zweihundertmeterhohen Bäumen auf Sardinien schwärmten, von Goldwäschern in der Wüste Sahara redeten und von riesigen Weizenfeldern auf den Höhen des Himalaya – und dann war alles wieder beim alten.

An der Abdankungsfeier war der Ausdruck «geistige Umnachtung» öfters gefallen, als nötig gewesen wäre. Alle Redner waren sich darin einig: Joe hatte sich in «geistiger Umnachtung» erschossen.

Wir wußten es besser. Joe war an uns zugrunde gegangen. Viele seiner Kollegen verbesserten: An sich selber. Wir sagten, vielleicht, aber wir haben ihm tüchtig dabei geholfen.

Bald darauf erschien Joes Nachfolger im Geographiezimmer: jung, initiativ und voller Gelehrsamkeit. Er lehrte uns, wie die Welt entstanden war und wie nicht, wie die einzelnen Epochen der Erdgeschichte hießen und viele andere schöne Dinge mehr. Und wir taten, als verstünden wir das alles ganz haargenau, und er glaubte, wir verstünden es. Somit war alles in bester Ordnung.

Von hundert-, ja zweihundertmeterhohen Bäumen hat er uns aber nie erzählt. Seine Theorie von der Entstehung der Welt habe ich längst vergessen; Joes Bäume aber wachsen und grünen weiter.